

Bildeffekten» gekennzeichnet sei, werde der «Lobschwulst» durch «hochgeschraubte Ehrenvergleiche», die «alle Dimensionen außer Kraft» setzen, charakterisiert. Der «Prachtschwulst» schließlich werde durch die Unangemessenheit zwischen einfachem Sachverhalt und hoher Stilebene erzeugt. Windfuhr bietet damit nicht allein einen weiteren Beleg für die pejorativ wertende Verwendung der «S.»-Vokabel. Darüber hinaus entdeckt er insbesondere «das Phänomen des Greuelschwulstes» auch in der Literatur des 20. Jh., etwa bei G. BENN («Krebsbaracke») oder auch in den Ekelpartien» bei JAKOV LIND und G. GRASS, und verdeutlicht damit, daß der S.-Vorwurf, zu dessen konzeptuellen Umfeld seine Topik ebenso gehört wie die allgemeine Unschärfe, seit etwa 1700 zu einem Repertorio literarischer und allgemein stilistisch-sprachlicher Abwertung gehört, das keineswegs an seine ersten Gegenstände, Autoren des ausgehenden 17. Jh., gebunden bleibt. Dies zeigt u. a. auch der oben erwähnte Vorwurf Fontanes gegen Gottsched, dies zeigt sich auch an den S.-Vorwürfen gegen KLOPSTOCK [46], dies zeigt sich nicht zuletzt und noch vor den Beurteilungen, die sich z. B. gegen Benn, Grass oder auch Lind richten, auch an Vorwürfen, die sich beispielsweise gegen JEAN PAUL richten. Die Kritik an seiner «Gleichnismannier» und der vermeintlichen «Überwürgung» seiner Texte mit Metaphern, Gleichnissen sowie an einer Labyrinth- oder gar Dschungelartigkeit seiner Texte gehören zu den Standard-Vorwürfen. [47] Unter anderem wird Jean Paul in einer zeitgenössischen Kritik an seinem Roman «Titan» sogar vorgehalten, daß er mit seinem «bildernen Bombast» selbst Lohenstein übertriffe. [48] Und bereits dem jungen SCHILLER attestiert man mit Blick auf «Die Verschwörung des Fiesco zu Genua» in einer Rezension, daß er «auf Stelzen» herumklettere und mit «halsbrecherischem Luftspringen dahinrenne», ja «zügello» dem «Un- und Übernatürlichen» nachrenne [49]; ein anderer Rezensent, der Schillers bilderreiche, von Wortspielen und Gleichnissen voll Sprache im «Fiesco» moniert, hält zusammenfassend fest: «Abentheuerliche Dinge sind nicht Zeichen von Genie.» [50] K. PH. MORITZ bescheinigt 1784 Schillers «Kabale und Liebe», «voller crassen, pöbelhaften Witzes» zu sein; «unverständlicher Galimathias» liege hier vor, und einfach alles, was Schiller angreife, werde unter seinen Händen zu «Schaum und Blase» [51]. Ein «schwülstig [er], mit Tropen überladen [er] Styl» (wie im Falle des «Don Karlos») und die «Auswüchse seiner Phantasie» [52] werden dem Dramatiker Schiller seit seinem «Wallenstein» nicht mehr vorgeworfen, die Schwulstkritik richtet sich aber anhaltend, indirekt und zugleich scherzend gegen Schillers lyrisches Werk – und zwar in Form zahlreicher Parodien bis in die Gegenwart.

Im 19. Jh. ist es u. a. auch NIETZSCHE, der mehrfach das Thema «S.» in stilkritischer Absicht behandelt. So u. a. in «Morgenröthe», wo Nietzsche seine Schwulstkritik im Zusammenhang mit der ästhetischen Kategorie des Erhabenen bringt. Unter anderem hält er (§332) fest: «Der aufgeblasene Stil. – Ein Künstler, der sein hochgeschwollenes Gefühl nicht in Werke entladen und sich so erleichtern, sondern vielmehr gerade das Gefühl der Schwellung mittheilen will, ist schwülstig und sein Stil ist der aufgeblasene Stil.» [53] In der Tradition der stilkritischen Schwulstpolemik steht auch z. B. G. WUSTMANN, der 1891 gleichsam in maßlosem Polemikschwulst schreibt: «Eine gewisse Schwerfälligkeit ist Erbübel der Deutschen. Bekämpfen wir sie, wo immer wir können. Aber noch schlimmer ist modischer

Schwulst. auch die Sprache hat ihre Reifröcke, ihre Schinkenärmel, ihre Schleppen. Hoffentlich findet sie gleich der Kleidermode unserer Tage die Kraft, den überflüssigen Plunder abzustoßen und zur Natürlichkeit umzukehren.» [54] Zu den Bereichen, in denen die S.-Zuschreibung eine Rolle spielt, zählt nicht zuletzt im 20. Jh. auch der der Werbung. So hat z. B. L. SPITZER in einem Text über «Amerikanische Werbung – verstanden als populäre Kunst» Parallelen zwischen der «spielerische[n] Sprache der Werbung» und dem S. als «barocker Stilart» entdeckt. [55]

IV. *S. und Manierismus.* Insgesamt läßt die rasche und deutliche Entwicklung der S.-Vokabel zu einer typologierenden, pejorativen Wertungsvokabel es als problematisch erscheinen, sie im Anschluß an frühauflärerische Polemiken an eine Strömung oder an eine Epoche zu binden und hiermit gar pauschal «die» deutsche Strömung des internationalen Manierismus im 17. Jh. zu bezeichnen. Dagegen spricht auch, daß man weder von einem programmatischen oder konzeptuellen Zusammenhalt einer literarischen Strömung im ausgehenden 17. Jh. reden kann, der über eine allgemeine Orientierung an der Lehre vom Scharfsinn (*argutia*), am Rahmen der Rhetorik und am Ziel des Überredens (*persuasio*) und an der Bedeutung des frappierenden Einfalls (*ingenium*) hinausginge, noch auch nur, daß das Spätbarock die einzige literaturgeschichtliche Phase wäre, in der es manieristisches Schreiben in der deutschen Literatur gebe. Zudem beschränkt sich die S.-Diagnose ja nicht einmal auf die Dichtkunst, sondern umfaßt auch Sprachverwendungen in anderen Bereichen neben der Dichtkunst. Die Vokabel gehört im Zusammenspiel mit ihrer konzeptionellen Topik eher zu dem kritischen Instrumentarium der durch manieristische Verfahren herausgeforderten Reaktionen, beschränkt sich allerdings auch wiederum nicht auf Formen und Verfahren, die in einem geklärten Sinn als manieristisch gelten müssen. Die geringe Eignung als Epochenbezeichnung oder zur Bezeichnung einer literarhistorischen Strömung in der deutschen Literatur einerseits und die Unschärfe als typologische Bezeichnung andererseits mögen denn auch dafür verantwortlich zu machen sein, daß es eine aktuelle S.-Forschung, die über die Arbeiten von P. Schwind entscheidend hinausführte, nicht gibt.

Anmerkungen:

1 vgl. Grimm, Bd. 15, Sp. 2751f.; P. Schwind: Art. «S.», in: RDL², Bd. 3 (1977) 785–795, hier 785. – 2 vgl. Quint. XII, 10, 12; Tac. Dial. 18, 4f. – 3 vgl. M. Windfuhr: Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker (1966) 317; Curtius, 284f. – 4 siehe aber auch das dt. «Bombast» und das Adjektiv «bombastisch» i. S. v. «schwülstig»; Grimm, Bd. 2, Sp. 236, mit Beleg bei Chr. M. Wieland. – 5 Gottsched Dichtk. (*1751) 621. – 6 vgl. z. B. P. v. Polenz: Dt. Sprachgesch. vom Spätma. bis zur Gegenwart, Bd. 2: 17. u. 18. Jh. (1994) bes. 300ff. – 7 vgl. W. Flemming: Art. «Schlesische Schulen», in: RDL¹, Bd. 3 (1928) 635–645. – 8 Chr. Wernicke: Epigramme, hg. v. R. Pechel (1909) 315. – 9 H.-J. Lange: Aemulatio veterum sive de optimo genere dicendi. Die Entstehung des Barockstils im XVI. Jh. durch eine Geschmacksverschiebung in Richtung der Stile des manieristischen Typs (Bern/Frankfurt a. M. 1974) 35; vgl. B. Vickers: In Defence of Rhetoric (Oxford 1988) 35. – 10 P. Ramus: Scholarum rhetoriarum, seu quaestionum Brutinarum in Oratorem Ciceronis libri XX (Frankfurt 1593) 14 u. 19, zit. Lange [9] 34f. u. 162f. – 11 J. Masen: Familiarium argutiarum fontes (Köln 1660); ders.: Ars nova argutiarum (Köln 1660); B. Balbinus: Quaesita oratoria (Prag 1677) Fragen XX–XXIV; D. G. Morhof: De arguta dictione tractatus (Lübeck 1693); Chr. Weise: Politischer Redner (Leipzig 1679); ders.: De poesi hodiernorum politicorum sive

De argutis inscriptionibus libri II (Jena 1688). – 12 vgl. insgesamt L. Fischer: Gebundene Rede. Dicht. und Rhet. in der lit. Theorie des Barock in Deutschland (1968) 184–252; J. Dyck: Ticht-Kunst (*1969) 66–112. – 13 Nachweise bei Lange [9] 58 u. 170. – 14 Chr. F. Hunold: Einl. zur Teutschen Oratorie (Halle/Leipzig 1715) 4; D. G. Morhof: Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682) 607f.; vgl. V. Sinemus: Poetik und Rhet. im frühmodernen dt. Staat (1978) bes. 199ff. – 15 M. Opitz: Buch von der Dt. Poeterey (1624), hg. v. H. Jaumann (2002) 71; s. auch Fischer [12]; J. Dyck: Ticht-Kunst. Dt. Barock-Poetik und rhet. Trad. (1966). – 16 P. Schwind: Schwulst-Stil. Hist. Grundlagen von Produktion und Rezeption manieristischer Sprachformen in Deutschland 1624–1738 (1977) 143. – 17 ebd. 145f.; vgl. auch W. Kühlmann: Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat (1982) über den Pedantismus, sowie G. Braungart: Hofberedsamkeit (1988) und ders.: Praxis und poesis. Zwei konkurrierende Textmodelle im 17. Jh., in: G. Ueding (Hg.): Rhet. zwischen den Wissenschaften (1991) 87–98. – 18 Opitz [15] 38. – 19 A. Buchner: Anleitung zur dt. Poeterey, hg. v. M. Szyrocki (1966) 53. – 20 ebd. 67. – 21 ebd. 31. – 22 ebd. 16. – 23 Opitz [15] 57. – 24 R. v. Heydebrand, S. Winko: Einf. in die Wertung von Lit. (1996) 157. – 25 C. Stieler: Der Allezeitfertige Secretarius (Nürnberg 1686) 109f. – 26 ders.: Zeitungs Lust und Nutz (1695), hg. v. G. Hagelweide (1969) 37. – 27 M. Bergmann: Dt. Aerarium Poeticum oder Poetische Schatzkammer (Landsberg a. d. Warthe 1676; ND 1973) Vorrede. – 28 vgl. Windfuhr [3] bes. T. III. – 29 D. C. v. Lohenstein: Großmüthiger Feldherr Arminius, 2 Bde. (Leipzig 1698), ND m. e. Einf. v. E. M. Szarota (Hildesheim/New York 1973). – 30 G. Heidegger: Mythosopia Romantica: oder Discours Von den so benannten Romans (Zürich 1698) 90f. u. ö.; s. hierzu auch D. Kafitz: Lohensteins «Arminius» (1970); E. M. Szarota: Lohensteins Arminius als Zeitroman. Sichtweisen des Spätbarock (Bern/München 1970). – 31 [Chr. Wagner:] Anmerkungen über Herrn Daniel Caspers von Lohenstein Arminius: Nebst beygefügetem Register derer in selbigem Werck befindlichen Merckwürdigen Nahmen und Sachen (Leipzig 1690) 7. – 32 vgl. z. B. [G. S. Corvinus:] Proben der Poesie In Galanten-Verliebten-Vermischten Schertz- und Satyrischen Gedichten abgelegt von Amaranthes (Frankfurt/Leipzig 1710) X; Hallbauer Orat., XIII; M. D. Peucer: [...] Anfangs-Gründe der Teutschen Oratorie (Dresden 1744) 46. – 33 J. Chr. Gottsched: Handlex. oder Kurzgefaßtes Wtb. der schönen Wiss. und freyen Künste (Leipzig 1760) Sp. 1471. – 34 J. U. König: Unterters. Von dem guten Geschmack In der Dicht- und Redekunst. In Des Freyherrn von Canitz Gedichte (Berlin/Leipzig 1727) 379f. – 35 J. Chr. Gottsched: Gedichte. Zweyter Theil (Leipzig 1751) 459. – 36 ders.: Vorübungen der Beredsamkeit (Leipzig 1754) 51–54 u. 76; s. ebenso ders.: Critische Anmerkungen über D. C. von Lohenstein Lobrede bey des weyl Herrn von Hofmannswaldau Leichenbegänisse, in: Beyträge Zur Critischen Historie Der Dt. Sprache, Poesie und Beredsamkeit [...] (Leipzig 1732) 496–526. – 37 Th. Fontane: Unsere epische und lyrische Poesie seit 1848, in: Sämtl. Werke, hg. v. E. Groß, Bd. 21/1 (1963) 9. – 38 J. J. Bodmer: Die Discourse der Mahlern, Dritter Theil (Zürich 1732) 105–112. – 39 J. J. Breiting: Critische Abh. Von der Natur den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse [...] (Zürich 1740) 162–164. – 40 Heidegger [30] 89f. – 41 L. Tieck: Dt. Theater (Berlin 1817) Bd. 2, XVIII. – 42 F. Bobertag (Hg.): Zweite Schlesische Schule (1885) XI u. XXII. – 43 vgl. A. Martino: Daniel Casper von Lohenstein. Gesch. seiner Rezeption, Bd. 1: 1661–1800 (1978); R. Meyer-Kalkus: Wollust und Grausamkeit. Affektenlehre und Affektdarstellung in Lohensteins Dramatik am Beispiel von «Agrippina» (1986) bes. 21–25; s. auch H. Jaumann: Die dt. Barockliteratur: Wertung, Umwertung (1975). – 44 zu Hoffmannswaldau s. E. Rotermund: Affekt und Artistik. Stud. zur Leidenschaftsdarstellung und zum Argumentationsverfahren bei Hofmann von Hofmannswaldau (1972). – 45 Windfuhr [3] 323ff. – 46 vgl. Martino [43] z. B. 359ff.; s. auch K. L. Schneider: Klopstock und die Erneuerung der dt. Dichtersprache im 18. Jh. (*1965). – 47 vgl. R. Zymner: Manierismus (1995) bes. Kap. 3. – 48 G. Merkel: Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Lit. (1800), in: K. Wölfel: Slg. der zeitgen. Rezensionen von Jean Pauls Werken, Jb. der Jean-Paul-Ges. 23 (1988) 29ff. – 49 Nürnbergische gelehrte Ztg. (13. Juni 1783), zit. R. Zymner: Friedrich Schiller.

Dramen (2002) 31. – 50 ebd. – 51 ebd. 49. – 52 ebd. 67. – 53 F. Nietzsche: Morgenröthe (§332), in: Krit. Studienausg., hg. v. G. Colli u. M. Montinari, Bd. 3, Neuausg. (1999) 234. – 54 G. Wustmann: Sprachdummheiten (1891), 14. Aufl. hg. v. W. Schulze (1966) 327. – 55 L. Spitzer: Amerikanische Werbung – verstanden als populäre Kunst, in: ders.: Eine Methode, Lit. zu interpretieren (1966) 90.

Literaturhinweise:

J. H. Scholtes: Art. «S.», in: RDL¹, Bd. 3 (1928) 234–236. – H. Jaumann: Die dt. Barocklit.: Wertung, Umwertung (1975).

R. Zymner

→ Asianismus → Barock → Elocutio → Figurenlehre → Galimathias → Kanzleistil → Manierismus → Movere → Obscuritas → Ornatu → Rodomontade → Stil → Stillehre, Stilistik

Selbstüberredung (engl. self-persuasion; frz. autopersuasion; ital. autopersuasione)

A. Def. – B. Historische Entwicklung: I. Theorien der S. – II. Literarische Darstellungen der S.

A. Def. S. ist ein persuasiver sprachlicher Akt, in dem Überzeugender und zu Überzeugender ein und dieselbe Person sind. Gemeint sind erstens innerpsychische Prozesse der Urteilsfindung und Entscheidung im Kampf zwischen verschiedenen, einander widersprechenden Meinungen, Überzeugungen oder Verhaltensoptionen (kognitive und behaviorale Aspekte von Einstellungen). Zweitens wird die bewußte persuasive Einflußnahme mittels sprachlicher Zeichen auf nicht-sprachlich organisierte psychische Instanzen (Emotionen, Leidenschaften, Triebleben) als S. bezeichnet.

S. setzt zum einen eine Mehr-Instanzen-Theorie der Person voraus bzw. eine funktionale Differenzierung der Person in Redner und Angeredeten. Diese beiden Instanzen variieren je nach zugrundegelegter psychologischer Theorie (auch herrschender theologischer Vorstellung von der Funktion des Seelischen): Was in der Person spricht bzw. sie anspricht, können Götter sein, Heroen, Heilige, Stars, Vorbilder, Autoritäten, Stimmen bekannter oder unbekannter Personen, psychische Instanzen (Vernunft, Wille, Leidenschaften, Einbildungskraft, Gewissen), sodann unbewußte Impulse bzw. Triebe. [1] Zum andern setzt S. voraus, daß eine intrapsychische Instanz persuasiv auf eine andere einwirken kann.

S. wird in der Regel als Sachverhalt unter verschiedenen Bezeichnungen behandelt. Auch liegen bisher nur motivgeschichtliche Arbeiten zum Thema vor. [2] Von einer einheitlichen bzw. konsensfähigen Theorie kann keine Rede sein. Thematisiert wird S. auch als «Selbstpersuasion» (*self-persuasion*), Verhandlung mit sich selbst (*negotiation with ourselves*), «innere» bzw. «interne Rhetorik» (*inward/internal rhetoric*), «intrapersonale Auseinandersetzung» (*intrapersonal argument*) oder «innere Verhandlung» (*délibération intime*).

In rhetorischen Schriften (historischen bzw. theoretisch-systematischen Abhandlungen oder praktischen Anleitungen) wird S. in der Regel nicht behandelt. Dies hat vor allem einen Grund: Die Rhetorik gehört der Sphäre intersubjektiver Praxis an. [3] Hier hat eine intrapsychische (Kommunikations-)Praxis keinen bzw. höchstens einen vorbereitenden Platz. Ein Redner tritt mit dem Anspruch auf, durch eine Rede seiner Meinung Geltung zu verschaffen. [4] Dies impliziert, daß der Redner seine Auffassung kennt, sich ihrer gewiß ist (sie nö-

tigenfalls begründen und gegen andere Meinungen verteidigen könnte) und es für wertvoll hält, diese intersubjektiv durchzusetzen. Die eigene Meinungsbildung des Redners wird im klassischen rhetorischen Paradigma als Bedingung für die öffentliche Persuasion stillschweigend vorausgesetzt. In der rhetorischen Situation stellt die reflexive Wirkung der Persuasion auf den Redner nichts als eine Ablenkung von seiner Hauptzielrichtung auf das Publikum dar und muß sich als Störung auswirken.

B. Historische Entwicklung. I. Theorien der S. Die früheste rhetorische Schrift, die S. thematisiert (allerdings ohne einen Begriff dafür zu haben), ist ISOKRATES' «Antidosis». Die Überredung gehört für ihn zur menschlichen Natur. Sie allein ermöglicht es, daß Menschen Staaten gründen, Gesetze erlassen und Künste erfinden. [5] Isokrates weist die Sprache als das wesentlichste gesellschaftliche Steuermedium aus, mit dem die Schlechten zurechtgewiesen und die Guten gerühmt, die Unvernünftigen erzogen und die Verständigen anerkannt werden. Im Rahmen privater Überlegungen macht man sich dieselben Argumente zunutze, mit denen man im Gespräch andere zu überzeugen sucht. Die Fertigkeit, öffentlich gut zu sprechen, nennt Isokrates «redgewandt» (ῥητορικὸς, *rhētorikós*), die Fähigkeit, sich mit sich selbst gut beraten zu können, «wohlberaten» (εὐβουλος, *eúbulos*). [6] Das Motiv der S. erscheint hier also im Rahmen von sprachtheoretischen Erörterungen. Die «Antidosis» gibt keine expliziten Hinweise auf eine Zugehörigkeit der S. zur Rhetorik und auf das genaue Verhältnis von S. und öffentlicher Persuasion. Es ist jedoch anzunehmen, daß für Isokrates in beiden Prozessen prinzipiell dieselben Überzeugungsmittel verwendet werden, um ihre spezifischen Ziele – Persuasion bzw. Wohlberatenheit – herbeizuführen.

In der Neuzeit wird das Konzept einer S. von Bacon, Shaftesbury und Whately im Zusammenhang mit einer Vermögenspsychologie entwickelt. Jeder dieser Autoren verwendet einen eigenen Begriff für die S.

BACON nimmt eine Neukonzeption der Rhetorik vor, in der er sie auf Stilistik reduziert. In diesem Zusammenhang spricht er an einer Stelle von «Verhandlung mit sich selbst» (*negotiation with ourselves*). [7] Die Aufgabe der Rhetorik sieht Bacon darin, Vernunft auf die Einbildungskraft anzuwenden, um den Willen besser beeinflussen zu können. [8] Im Unterschied zu klassisch-antiken Psychologien, in denen es eine klare Hierarchie der psychischen Instanzen gibt, wirken bei Bacon Affekte, Vernunft und Einbildungskraft gleichberechtigt auf den Willen ein. Es kommt deshalb darauf an, sich nicht durch die Listen der Affekte, durch ihre Aufdringlichkeit und Heftigkeit überreizen zu lassen. Hierbei spielt die Rhetorik ihre Rolle, indem sie Vernunftgründe stilistisch ausgestaltet. Nienkamp arbeitet zwei Dimensionen heraus, in denen diese stilistischen Überformungen stattfinden: Präsenz und Durchdringung. [9] Mit Präsenz (*presence*) ist die konkrete und bildhafte Lebendigkeit bzw. Anschaulichkeit der Repräsentation gemeint, mit Durchdringung (*penetration*) ihr emotiver, affektiver Gehalt. Bacons Erläuterungen zur Funktion des Rhetorischen und zum Zusammenspiel der Vermögen betreffen die Persuasion überhaupt. Das Thema der S. wird von Bacon nicht weiter ausgearbeitet.

Diese Aufgabe übernimmt SHAFTESBURY, der im zweiten Buch seiner «Soliloquy» die delphische Inschrift «Erkenne Dich selbst» als «Teile Dich selbst, oder werde Zwei» deutet. [10] Das Selbstgespräch, als eigentüm-

liche Methode der Philosophen und Weisen gewertet [11], findet zwischen Personifizierungen von Seelenkräften bzw. mit einem «inneren Gefährten» statt. Die moralische Kraft erwächst dieser Art des Selbstgesprächs daraus, daß jemand «lieber von sich in aller Öffentlichkeit die abscheulichsten Dinge bekennen würde als sein eigenes Wesen vertraulich aus seinem eigenen Munde genannt zu hören». [12] In einer gleichnishaften Liebesgeschichte legt Shaftesbury in offensichtlicher Nähe zu Platons Gleichnis des Seelenwagens [13] dar, daß es zwei Seelen (teile) gibt, eine gute (die Vernunft) und eine schlechte (die Lust bzw. das Temperament), von denen jeder Teil Macht über den anderen gewinnen kann. [14] Dabei ist der Wille höchstens ein Spielball dieser beiden Grundkräfte. Die Methode der *inward rhetoric* dient der Vernunft dazu, die eigenen Vorstellungen anzusprechen. Dabei tritt aber auch die Lust als Rednerin auf und versucht mit sophistischer Redekunst den Willen zu überzeugen. Nienkamp arbeitet heraus, worin das Ziel der inneren Rhetorik bei Shaftesbury besteht. Sie dient erstens dazu, die Konsistenz des Charakters herzustellen (die nur durch Vernunfttherrschaft möglich ist), und zweitens, um eigene Ziele zu entdecken – was eine neuzeitliche Abweichung vom klassisch griechischen Denken darstellt, denn der griechische Mensch war an standesgemäße Lebensziele gebunden. [15]

Der Dubliner Bischof WHATELY ist der erste Rhetoriker, der in seinen «Elements of Rhetoric» [16] eine anspruchsvolle Theorie der S. entwickelt. Eine Marginalie lautet: «A man of sense practises rhetoric on himself.» Diese Marginalie braucht allerdings nicht vom Autor selbst zu sein. [17] Whatelys Ausgangspunkt ist derselbe wie der von Isokrates: Die Sprache als mentales Instrument hat eine soziale und eine subjektive Funktion. Sie stellt ein System allgemeiner Zeichen dar, ohne die man keinen (eigenen oder fremden) Gedankenprozeß zu strukturieren vermag. Vermittelt der Sprache kann man zum einen also die eigenen Gedanken klären (*clarification*), zum andern dient sie der Persuasion. [18] Nun ist aber der Gebrauch der Rhetorik nicht allein in der intersubjektiven Dimension zu suchen. Persuasion bzw. Überredung findet ebenso auch intrapsychisch statt. Whately vertritt, in der Tradition des Schottischen Sensualismus stehend, eine eigentümliche Lehre des Psychischen, die erstens keine Dichotomie zwischen der Vernunft und den Emotionen akzeptiert und zweitens davon ausgeht, daß es unmöglich ist, Emotionen willentlich zu beeinflussen. Jede Vernunft bezieht sich – wir würden heute sagen: – «reflexiv» auf die Sinnesdaten, Emotionen und Leidenschaften. In diese Art von Bewußtseinstheorie am Beispiel von G.H. MEAD führt Schorno ein. [19] Für jede Art der rhetorischen Persuasion heißt dies, daß sie nicht rein kognitiv operieren kann, denn dann wäre sie logische Überzeugung. Whately betont, «daß es überhaupt keine Überredung ohne einen Appell an die Affekte geben kann». [20] Dieser Appell funktioniert wie bei Bacon über den Weg der Einbildungskraft, die mit sprachlichen Mitteln «ein lebendiges Bild alles Erzählten» hervorzurufen sucht. [21] Sodann verweist Whately auf «die merkwürdige und wichtige Thatsache [...], daß die Gefühle, Neigungen und Empfindungen nicht unter der direkten Kontrolle unseres Willens stehen, wie die Verstandes-Thätigkeiten». [22] Die Affekte und mit ihnen die Emotionen haben eine Sonderstellung in Whatelys Bewußtseinstheorie. Sie sind nämlich der Ausgangspunkt (prozessuales

Bewußtseinsmodell) oder die Basis (topologisches Bewußtseinsmodell) eines jeden bewußten Urteils. Deshalb kann man die eigenen Emotionen nicht direkt durch die Vernunft beeinflussen, sondern steht ihnen wie ein Advokat gegenüber, der ihnen lediglich zureden kann. Ist man als Redner geschickt genug, mag es gelingen, die Emotionen anzuregen oder zu besänftigen, nicht aber sie zu bekämpfen, zu steuern bzw. zu kontrollieren. Als weitere indirekte Wege der Einflußnahme kommen neben der S. vor allem zwei Faktoren in Frage, nämlich das Handeln (z.B. Weglaufen im Fall von Angst, damit man dem Angstobjekt nicht länger ausgesetzt ist) und zweitens das Einnehmen einer Medizin oder Droge, die auf die Emotionen einwirkt (Beruhigungsmittel, Psychopharmaka usw.). [23] Indem Whately die besondere intrapsychische Stellung und Funktion der Affekte herausstellt, macht er einen großen Schritt vorwärts, dem 20. Jh. entgegen, in dem durch die Psychoanalyse eine therapeutisch erprobte Theorie des Trieb- und Affektlebens angeregt wird, durch die sich zeigt, daß Triebe nicht- bzw. vor-sprachlich organisiert sind.

Und so taucht die S. im 20. Jh. als Motiv bei Ch. L. Stevenson, K. Burke oder Ch. Perelman im Zusammenhang mit der Psychoanalyse auf. In seinem Buch «Ethics and Language» bestimmt STEVENSON Persuasion als die emotive Funktion der Sprache, d.h. die reine, direkte emotionale Einwirkung der Worte. [24] Diese Wirkung entfaltet die Sprache dann, wenn emotive Bedeutungen, rhetorische Kadenzen, treffende Metaphern, dramatische Gesten verwendet werden oder wenn die Beziehung zum Publikum besonders sorgfältig gestaltet wird. [25] Stevenson nennt verschiedene Anlässe für die Selbstpersuasion: Sie tritt im allgemeinen im Fall von kognitiver Dissonanz auf, also bei konfligierenden Einstellungen (Auffassungen, Haltungen, Ansichten etc.), besonders dann, wenn eine Person trotz innerer Unsicherheit in kurzer Zeit eine Entscheidung fällen oder einen Vorsatz fassen muß (*forced decision*). Selbstpersuasion findet ferner statt, wenn längere Diskussionen keine (eindeutige) Entscheidung herbeiführen (Pattsituationen) oder wenn eine Restunsicherheit bewirkt, daß Handlungen nur mit mangelnder Entschiedenheit bzw. Kraft folgen können. In solchen Fällen wird einer Option der Vorzug gegeben und ihre Alternativen werden mit persuasiven Mitteln geschwächt. Als ein Beispiel von Selbstpersuasion führt Stevenson die mentale Dramatisierung der kognitiven Dissonanz aus: Eine Person projiziert ihren Einstellungskonflikt in ein eingebildetes Streit- oder Beratungsgespräch mit einer anderen ihr bekannten oder von ihr geschätzten Person. Im Verlauf dieses imaginierten Gesprächs geschieht es dann kraft der Autorität dieser imaginierten Person, daß man eine Entscheidung herbeiführen oder festigen kann. [26] Der Prozeß der Selbstpersuasion spielt aber auch im kommunikativen Handeln eine Rolle. Die persuasiven Mittel, die ein Redner in der Öffentlichkeit verwendet, überreden nicht allein sein Publikum, sondern ebenso ihn selbst. [27] Der Missionar, dessen Glaube in dem Maß erstarkt, je mehr Leute er von diesem zu überzeugen vermag, stellt für diesen Zusammenhang ein treffendes Beispiel dar. Stevenson vergleicht die Selbstpersuasion mit dem psychoanalytischen Abwehrmechanismus der Rationalisierung. [28] Entscheidungen werden tendenziell eindeutiger dargestellt als der Entscheidungsprozeß es tatsächlich ist. Der Zustand der inneren Unsicherheit wird mit Scham belegt, ebenso alle Motive,

die vom Über-Ich (Gewissen) nicht akzeptiert werden. Auf dieselbe Weise können aber auch beispielsweise egoistische Motive als altruistisch dargestellt werden – und dies genauso vor sich selbst wie vor anderen. Daraus resultieren Selbstbetrug und Verdrängung.

Für BURKE gründet Rhetorik in der Symbolizität der Sprache als ihrer essentiellen Funktion, kraft derer sie Kooperation in den Wesen induziert, die von Natur aus auf Symbole reagieren. [29] Durch den Gebrauch von Worten bzw. Symbolen erzeugen Menschen (*human agents*) in anderen Menschen Haltungen oder motivieren diese zu Handlungen. [30] Rhetorik zeichnet sich für Burke durch zwei Momente aus: durch den Gebrauch von Identifikation und durch ihre Adressiertheit. Mit Identifikation meint Burke die Kraft der Symbole, Einheit zwischen Sprecher und Publikum herzustellen – eine Einheit, von der die Verschiedenheit eine derivative Form darstellt. [31] Gegenüber der klassischen Rhetorik erweitert Burke das Feld des Rhetorischen ins Innerpsychische. [32] Burke thematisiert das Motiv der S., ohne dabei überlieferte Termini zu verwenden oder gar einen eigenen Terminus zu prägen. Den innerpsychischen Gebrauch der Rhetorik erläutert er am Modell der Psychoanalyse Freuds. Dieser deutet den Traum als Wunsch, der die rhetorischen Mittel der Verstellung anwenden muß, um die moralische Zensur des Über-Ich zu passieren. [33] Ich und Es sehen sich dem Über-Ich als einer Art Publikum gegenüber, das es zu überreden gilt. Nicht nur mit Freud, sondern auch mit G.H. Mead erläutert Burke diesen Mechanismus der innerpsychischen Überredung. Bei Mead ist es die Instanz des *I*, die diejenige des *Me* anspricht. [34] Die Person gleicht so ihre individuellen Sicht- und Handlungsweisen (*I*) mit dem *common sense* (*Me*) ab. Auf diese Weise ist die innerpsychische Rhetorik bei allen Prozessen der Sozialisation von eminenter Wichtigkeit.

PERELMANS und OLBRECHTS-TYTECAS «Traité de l'argumentation» befaßt sich mit einer angewandten Logik, d.h. keinem axiomatischen System der reinen Logik, sondern einer Lehre der in konkreten rhetorischen Situationen plazierten Argumente. Zu einem solchen Argument gehört notwendig ein Publikum (Zuhörerschaft, Leserschaft), das es akzeptieren oder ihm widersprechen kann. Publikum (*auditoire*) wird definiert als diejenigen, die ein Sprecher (*orateur*) mit seiner Argumentation beeinflussen (*influer*) möchte. [35] Diesem Publikum sprechen Perelman und Olbrechts-Tyteca eine aktive Hauptrolle bei der qualitativen Gestaltung der Argumente und des Verhaltens des Sprechers zu und unterscheiden drei typische Arten: das universelle Publikum, der konkrete einzelne Gesprächspartner und das Subjekt selbst, das in inneren Verhandlungen (*délibérations intimes*) über seine künftigen Handlungen berät oder vergangene Handlungen zu rechtfertigen versucht. [36] In inneren Verhandlungen werden Argumente möglichen Gegenargumenten ausgesetzt. Durch diesen Vorgang kann ein Argument bestätigt, gestärkt oder aber auch zur Korrektur gezwungen werden. [37] Dabei gibt es ebenso wie bei realen Auditorien Gegenargumente, die nicht formuliert werden (und dies mag natürlich gerade ein Effekt der Rationalisierung sein) oder unbekannt bleiben, weil niemand sie vorbringt. Perelman und Olbrechts-Tyteca stellen fest, daß die Verhandlung mit sich selbst als im eigenen Subjekt situierte Argumentation oft mit der Argumentation vor dem universellen Publikum konfundiert werde – so etwa bei Descartes und Pascal. Diese seien davon überzeugt,

daß die Stimme der Vernunft allein in der philosophischen Meditation bzw. im zurückgezogenen, keinem Publikum ausgesetzten Denken spricht. Nur in diesem sei die Argumentation frei von Persuasion, die jeden intersubjektiven Verkehr durchdringe. Sich selbst könne man folglich nicht überreden, nur überzeugen.[38] Demgegenüber stellen sich Perelman und Olbrechts-Tyteca in die Tradition von Sokrates und betonen, daß man sich selbst gerade in der Auseinandersetzung mit anderen besser zu verstehen lernt.[39] Zudem distanzieren sie sich von der psychoanalytischen Lehre, die alle Gründe und Schlüsse, auf die ein Mensch kommt, nur als Rationalisierungsleistungen eines trügerischen Bewußtseins betrachtet, das die wahr(haftigen) und unbewußten Motive verkleidet.[40] Die Autoren der *Nouvelle Rhétorique* leugnen die psychische Funktion der Rationalisierung keineswegs, aber sie geben zu bedenken, daß es vor dem internen Forum auch Gründe gibt, die völlig durchsichtig und rational sind.

Von S. (*self-persuasion*) spricht D. M. BURKS in einem Aufsatz, in dem er einer Rezension zu M. NATANSONS und H. W. JOHNSTONES Buch *Philosophy, Rhetoric, and Argumentation* [41] von R. ZANER [42] vorwirft, sie mißverstehen Natanson. [43] Burks geht es hierbei um das Verhältnis von Überzeugen und Überreden. Zaner benützt eine intentionalistische Sprache und unterscheidet die Absicht zu überzeugen und die Absicht zu überreden. Eine solche Unterscheidung unterstellt, daß der Redner jederzeit weiß bzw. wissen kann, ob er im einen oder anderen Modus operiert. Burks setzt dem eine Sichtweise entgegen, die den Argumenten des Sprechers neben den logischen (überzeugenden) mehr oder weniger psychologische (überredende) Wirkungen zuspricht. Auf diese Weise kann ein Sprecher Argumente auch im Rahmen einer internen bzw. Selbstdialektik einsetzen, innerhalb derer Selbstpersuasion möglich ist. Überredung zeichnet sich dabei gemäß Nathanson durch das Risiko aus, den eigenen Standpunkt in Frage zu stellen oder gar aufgeben zu müssen. [44] An Burks schließt J. W. HIKINS an, der ebenfalls für eine Selbstdialektik plädiert, die im Extremfall zu tiefgreifenden Veränderungen im Glauben oder Verhalten führen kann. [45]

NIENKAMP verfaßt als erste Rhetorikerin eine umfassende historische und systematische Untersuchung über die S. Unter *internal rhetoric* versteht sie alle persuasiven Techniken, die eine Person auf sich selbst anwenden kann, sei es, um sich in bestimmte Stimmungen zu versetzen oder um sich zu bestimmten Handlungen zu bewegen. [46] Nienkamps Verständnis von *intern* entstammt dem amerikanischen Pragmatismus und stimmt mit postmodernen Theorien überein: *intern* bezeichnet nicht einen innerpsychischen Ursprung, sondern die Szene, auf der sich diese Art der Persuasion abspielt. [47] Der Pragmatismus im Gefolge Meads (aber auch die sowjetrussische Psychologie nach WYGOTSKI) versteht das Denken als etwas, das genetisch aus einem Verinnerlichungsprozeß intersubjektiver symbolischer Akte entstanden ist. [48] Das Selbst faßt Nienkamp als rhetorisches Selbst auf [49], als einen sozialen Prozeß, in dem verschiedene verinnerlichte Stimmen von verwandten, bekannten und fiktiven Personen miteinander konkurrieren – darunter die Stimmen der Repräsentanten normativer gesellschaftlicher Haltungen (Meads *Me* bzw. Freuds *Über-Ich*) sowie der spontanen Impulse der eigenen Persönlichkeit (Meads *I* bzw. Freuds *Es*). [50] Nienkamps historisches Untersuchungsfeld umfaßt neben den hier behandelten Theoretikern auch früheste

literarische Darstellungen der S. So wertet sie z.B. Textstellen als Formen der inneren Rhetorik, in denen Homer einen Helden zu seinem Verstand oder Willen (*φρήν*, *phrēn*) bzw. zu seinen Leidenschaften (*θυμός*, *thymós*) sprechen läßt. [51] In systematischer Hinsicht unterscheidet Nienkamp zwischen primärer und sekundärer interner Rhetorik. [52] Erstere umfaßt die weitgehend unbewußte Verinnerlichung symbolischer sozialer Praktiken und damit die Konstitution eines rhetorischen Selbsts, die zweite die weitgehend bewußt gestaltete und kultivierte Praxis des persuasiven Sprechens mit sich selbst. Beide Prozesse greifen ineinander und lassen sich deshalb nur zu analytischen Zwecken trennen. Das rhetorische Selbst ist der Ort, wo verschiedene Stimmen über den Weg der inneren Verhandlung (*psychic parliamentarism*) zwischen konfligierenden Haltungen bzw. Einstellungen ein labiles Gleichgewicht von personaler Identität aufbauen und aufrecht erhalten. [53] Die sekundäre interne Rhetorik schafft bewußt Ordnung in der Vielfalt internalisierter Stimmen, etwa indem sie Muster, Rangordnungen, Vorzüge usw. zwischen den (Wert-)Haltungen herstellt.

Mit den historischen Belegen vor Augen lassen sich zwei typische Arten von S. analytisch auseinanderhalten: eine S. des bewußten deliberativen Kalküls und eine S., bei der unbewußte oder affektive Instanzen beteiligt sind – Instanzen die vor- oder nicht-sprachlich organisiert sind (*Es*), Emotionen, Affekte, Leidenschaften). Mit der ersten Art der S. befindet man sich im Feld derjenigen Habitualisierungen, die die Lebensform einzelner Personen und Gemeinschaften ausmachen und die alltagsprachlich Überzeugungen, Einstellungen, Auffassungen oder Haltungen heißen. Die stabilsten dieser Habitualisierungen machen für P. L. OESTERREICH in ihrer Gesamtheit den Charakter einer Person aus [54] und zeichnen sich durch Orationalität aus. «Orationalität besagt die grundsätzliche Redevermitteltheit und Artikulierbarkeit der in der Überzeugung enthaltenen Intention, sei es in der Intimität des lautlosen Selbstgesprächs, der Verlautbarung des privaten Dialoges oder in der Öffentlichkeit einer politischen Rede.» [55] Auch Affekte, Emotionen und Leidenschaften können natürlich bewußt repräsentiert sein und gehören dann zu dieser ersten Art der S. Das bewußte deliberative Kalkül kann dem ersten rhetorischen Arbeitsstadium, der *inventio*, zugeschrieben werden. Seine Aufgabe besteht erstens darin, die Argumente, die ein Sprecher in seiner Rede verwenden kann, gedanklich zu klären, zweitens seine Position zu festigen. Widersprüchliche Neigungen, Ansichten, Meinungen werden wie in einer Gerichtsverhandlung argumentativ gegeneinander ausgespielt, bis ein vorläufiges oder endgültiges Urteil gefunden ist.

An der anderen Art der S. ist eine vor- oder nicht-sprachlich organisierte Instanz beteiligt, auf die eingewirkt werden soll, obwohl der Wille nicht direkt auf diese einwirken kann. Stattdessen versucht die bewußt operierende Instanz, über den rhetorisch-persuasiven Weg Einfluß zu nehmen. Diese Art der S. gehört gewissermaßen allen rhetorischen Arbeitsstadien an und nicht allein der *inventio*. Vor allem bedarf sie der *actio*, weil der Persuasionsakt wie gegenüber jedem realen äußeren Publikum gelingen muß. Gelingt S. im ersten Sinn bei genügender gedanklicher Organisation und Anstrengung, so gelingt S. im zweiten Sinn allein bei kluger und gewandter gedanklicher Rede. Der Funktionskreis dieser zweiten Art der S. umfaßt zum einen unbewußt ablaufende psychische Funktionen (vgl. Nienkamps

primäre innere Rhetorik) wie das Rationalisieren, das Abwerten oder Übergehen eigener Impulse, das Sich-selbst-etwas-Vormachen, das Sich-selbst-Betrügen usw., zum anderen bewußt angestrebte Ziele (sekundäre innere Rhetorik), wie das Sich-Mut-Einreden, das Sich-zu-einer-Handlung-Motivieren etc.

Anmerkungen:

1 Chr. Schorno: Autokommunikation – Selbstanrede als Abweichungs- bzw. Parallelphänomen der Kommunikation (2004) 54. – 2 T.S. Frenzt: Reconstructing a Rhetoric of the Interior, in: CM 60 (1993) 83–89; J. Nienkamp: Internal Rhetorics. Toward a History and Theory of Self-Persuasion (2001). – 3 vgl. J. Knape: Was ist Rhet.? (2000) 33. – 4 ebd. 16. – 5 Isocr., *Antidosis* 254. – 6 ebd. 256. – 7 The Works of Francis Bacon, hg. v. J. Spedding, R.L. Ellis, D.D. Heath, Vol. IV (London 1858) 455. – 8 ebd. – 9 Nienkamp [2] 46f. – 10 A.A.C. Shaftesbury: *Soliloquy* I, 2, in: G. Hemmerich, W. Benda (Hg.): *Sämtliche Werke*, ausgew. Briefe und nachgelassene Schriften, Bd. 1 (1981) 61. – 11 ebd. 63 u. 69. – 12 ebd. 67. – 13 Plat. *Phaidr.* 246a–247e. – 14 Shaftesbury [10] 81. – 15 Nienkamp [2] 55f. – 16 R. Whately: *Elements of Rhetoric* (1828), ed. D. Ehninger (Carbondale 1963), dt.: *Whatelys Grundlagen der Rhet.* (1884), übers. v. G. Hildebrand. – 17 D.M. Burks: *Persuasion, Self-Persuasion, and Rhetorical Discourse*; in: PaR 3 (1968) 109–119, hier 118, Anm. 20. – 18 Nienkamp [2] 69. – 19 Schorno [1] 125ff. – 20 Whately (1884) [16] 72. – 21 ebd. 76. – 22 ebd. – 23 ebd. – 24 Ch. L. Stevenson: *Ethics and Language* (New Haven 1946) 139. – 25 ebd. – 26 ebd. 149. – 27 ebd. – 28 ebd. 149f. – 29 K. Burke: *A Rhetoric of Motives* (New York 1950) 43. – 30 ebd. 41. – 31 ebd. 19f. – 32 ebd. 35ff. – 33 ebd. 37f. – 34 ebd. 38. – 35 Perelman 25. – 36 ebd. 39f. – 37 ebd. 58. – 38 ebd. 53f.; das Argument, daß man sich selbst nur überzeugen kann, stammt von A.-Ed. Chaignet: *La rhétorique et son histoire* (Paris 1888) 93. – 39 Perelman 54. – 40 ebd. 55. – 41 M. Natanson, H.W. Johnstone (Hg.): *Philosophy, Rhetoric, and Argumentation* (University Park, Penn. 1965). – 42 R. Zaner: *Rejoinder*, in: PaR 1, 3 (1968) 171–173. – 43 Burks [17]. – 44 ebd. 109f. – 45 J.W. HIKINS: *The Epistemological Relevance of Intrapersonal Rhetoric*, in: *The Southern Speech Communication J.* 42 (1977) 220–227. – 46 Nienkamp [2] ix. – 47 ebd. x. – 48 G.H. Mead: *Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist* (Chicago 1934); L.S. Wygotski: *Denken und Sprechen* (1934, dt. 1974) 49 Nienkamp [2] 108. – 50 ebd. 119ff. – 51 ebd. 10ff. – 52 ebd. 125. – 53 ebd. 130. – 54 P.L. Oesterreich: *Fundamentalrhet. Unters. zu Person und Rede in der Öffentlichkeit* (1990) 51–55. – 55 ebd. 54.

Chr. Schorno

II. *Literarische Darstellungen der S.* Prozesse der S., also persuasive Akte, in denen Überzeugender und zu Überzeugender identisch sind, sind bereits in der antiken Literatur verbreitet, insofern die Figurenrede in literarischen Texten nicht nur dem Dialog mit anderen dient, sondern auch der Darstellung eigener Handlungsmotive, d.h. deren innere Reflexion, Kritik und Etablierung im Dialog mit Göttern, Heroen, Autoritäten, sozialen oder psychischen Instanzen. H. BLUMENBERG versteht S. als anthropologisches Phänomen und sieht in ihr eine zentrale Funktion der Rhetorik. Allerdings entwickelt sich die literarische Darstellung von Prozessen der S. erst mit Beginn des 18. Jh. zu einem dominierenden Thema der Literatur. Erst der von der Aufklärung vorbereitete Individualitätsdiskurs läßt S. zu einem Feld der Aufmerksamkeit werden, da er dem Individuum aufgibt, seine Identität in einer sozialen Gemeinschaft zu etablieren. Zunehmend wird dann das Scheitern der S. zu einem Motiv der Literatur, denn Konstruktionen einer einheitlichen Ich-Identität sind oft wenig tragfähig, weil die Etablierung des Selbstkonzepts in der sozialen Wirklichkeit mißlingt. Techniken wie der innere Monolog machen Prozesse der S. und auch das Scheitern

derselben literarisch darstellbar, so daß im Laufe des 20. Jh. Romane entstehen, in denen Selbstüberredungsprozesse die gesamte Struktur des Textes dominieren. In einem scheinbar nicht-intentionalen amorphen *stream of consciousness* sind Akte der S. allerdings kaum noch analysierbar, da kein geschlossener Entwurf einer Ich-Identität mehr versucht wird.

H. Blumenberg erkennt in seiner *Anthropologischen Annäherung an die Rhetorik* eine doppelte Funktion der Rhetorik: einerseits ist das *telos* der Rede die Beeinflussung der Zuhörer, zugleich aber geht es der Rhetorik immer auch um die Konstitution und Durchsetzung einer bestimmten Selbstauffassung. Rhetorik ist demnach «nicht nur ein System, um Mandate zum Handeln zu erwerben, sondern um eine sich formierende und formierte Selbstauffassung bei sich selbst und vor anderen durchzusetzen und zu verteidigen.» [1] Nach der Analyse Blumenbergs ist diese Art der S. anthropologisch fundiert und nicht die Alternative zu einer «Einsicht, die man auch haben könnte», sondern die notwendige Existenzform des «Mängelwesens» Mensch. [2] Durch rhetorische Prozesse der Überredung und S. etabliert sich das Individuum im Kontext einer Gemeinschaft. Entsprechend hat J. NIENKAMP bereits in *HOMERS Ilias* Beispiele einer internalisierten Rhetorik nachgewiesen. [3] Auch im Drama der Antike werden Prozesse der S. dargestellt: Figuren fügen sich durch S. in ihr Schicksal, dem Wort äußerer Autoritäten oder lehnen sich gegen ein solches vorbestimmtes Schicksal und äußere Mächte auf. In *SOPHOKLES' Antigoné* adaptiert die Protagonistin durch S. ethische Verhaltenweisen. [4] Beispiele von S. finden sich auch bei der Schilderung psychischer Situationen bei EURIPIDES, sei es im frühen Drama *Alkestis* oder noch ausführlicher in *Medea*, etwa während der Entscheidung Medeas, ihre Kinder zu töten. [5] Detaillierte Darstellungen von S. finden sich auch in *Iphigenie bei den Taurern*, wenn Iphigenie ihr eigenes Schicksal und ihr Verhalten gegenüber den griechischen Götteropfern reflektiert. Dies sind Beispiele einer gelungenen S., durch die das Individuum ein Selbstkonzept aufstellt und Handlungsoptionen gewinnt.

Akte der S. sind in der Literatur regelmäßig zu diagnostizieren, wenn eine Innenperspektive eingenommen wird. In der mittelalterlichen Dichtung können als Beispiele etwa der Lavinia-Monolog im Eneasroman HEINRICHS VON VELDEKE, in dem die Wahl des Liebespartners innerlich abgewägt wird [6], oder der *Tristan* GOTTFRIEDS VON STRASSBURG dienen, in dem die freie Annahme des Schicksals durch den Minnetrank zu einem Akt der S. wird [7]. Allerdings bleibt die S. in diesen mittelalterlichen Beispielen episodenhaft, denn eingebettet in ein festes Wertesystem, wird S. kaum als individuelles Problem wahrgenommen, das Ich wird vielmehr ganz selbstverständlich durch soziale und religiöse Normen determiniert.

Mit der zunehmenden Etablierung des Romans, in dem inneres Erleben zugänglich und zu einem zentralen Thema wird, entwickelt sich die Darstellung von Prozessen der S. zu einem verbreiteten Phänomen. Schon in CERVANTES' *Don Quixote de la Mancha* (1605–1615) sind frühe Beispiele für die Darstellung von Akten der S. im Roman zu finden, etwa wenn sich Don Quixote entschließt, den Kampf mit den Windmühlen aufzunehmen. [8] Mit dem Aufkommen des Individualitätsdiskurses im 18. Jh. wird S. dann zu einem zentralen Thema im Drama und vor allem in Roman und Autobiographie.

Die Realisierung von Individualität wird zu einer kritischen Aufgabe, da das Individuum durch S. eine einheitliche Identität zu erringen versucht, zugleich aber die Prozesshaftigkeit der S. durchschaut und erkennt, daß eine substantielle Grundlage von Identität jenseits sprachlicher Setzungen nur schwer auszumachen ist. Durch die Auflösung von festen Sozialisierungsinstanzen und religiösen Autoritäten werden die Probleme bei der Durchsetzung von Identität unübersehbar. Vor allem E. MEUTHEN hat die Dimension der S. in Texten des 18. Jh. untersucht. Er identifiziert als wichtigste Vorläufer die Briefromane S. RICHARDSONS (*«Pamela»*, 1739/40) und J.J. ROUSSEAUS (*«Nouvelle Héloïse»*, 1756/58), in denen im Gestus unrhetorischer Authentizität, aber doch auf Basis der Affektrhetorik eine Darstellung inneren Erlebens versucht wird. [9] Im deutschen Sprachraum wird das Thema zunächst in G.E. LESSINGS *«Philotas»* (1759) virulent. Philotas' Monolog im 4. Auftritt ist ganz in «ein vorgegebenes Denksystem» eingebettet, so daß E. Denton folgert: «Er redet nicht; er trägt vor.» [10] Zugleich aber finden sich Ansätze eines ernsthaften Selbstgesprächs, wenn Philotas im letzten Monolog (6. Auftritt) seine Gedanken kaum noch ordnen kann, so daß die Prozeßhaftigkeit von psychologischer Selbstverständigung und S. zugänglich wird. Im Spannungsfeld zwischen der topischen Gestaltung psychologischer Motive und deren individueller Darstellung ist auch WIELANDS *«Geschichte des Agathon»* (1766/67) einzuordnen. In Selbstgesprächen versucht Agathon, Krisensituation zu bewältigen und eine Selbstverständigung zu erreichen, doch ist der Text durch topische Muster und einen amplifikatorischen Redegestus gekennzeichnet und kann so nicht zum Ausdruck authentischer S. avancieren. [11] Zunehmend etabliert sich auch der Begriff *«S.»* So taucht das Wort in F.G. KLOPSTOCKS *«Hermanns Schlacht»* [12] oder J.M.R. LENZ' *«Die Freunde machen den Philosophen»* auf. [13] Erst GOETHES *«Werther»* (1774) jedoch bricht mit topischen und amplifikatorischen Mustern und stellt auch das Scheitern von S. ausführlich dar. Hier wird der spontane Ausdruck von Empfindungen umgesetzt, hinter dem sich erst bei genauer Analyse wiederum vorgefertigte rhetorische Muster finden, die das menschliche Denken und Sprechen notwendig prägen. Werther ist von der Fülle seiner Empfindungen fasziniert: «Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt!» [14] Durch die Fixierung auf das innere Erleben und beständige S., die eigene Fähigkeiten und Gefühle ebenso wie die Deutung der Handlungen und Äußerungen seiner Mitmenschen betrifft, gerät er jedoch in eine problematische Beziehung zur äußeren Realität. [15] Seine ausufernde S. isoliert Werther von der äußeren Lebenswirklichkeit und seinem sozialen Umfeld, Werther wird zu einem «Erzeugnis seiner sentimentalischen Selbstreflexion» [16], zum Erzeugnis beständiger Akte von S., die beliebig und ohne ernsthaften Versuch einer sozialen Etablierung bleiben. So geht Werther «an mangelnder rhetorischer Distanz/Mittelbarkeit zugrunde; in 'ästhetischer Interesselosigkeit' vergißt er die anderen und sich 'selbst' [...]» [17].

Prototypisch wird das Scheitern von S. dann in K. PH. MORITZ' *«Anton Reiser»* (1785–1790) dargestellt, das sich aus einem fortlaufenden Prozeß der S. ergibt, der keine einheitliche Identität mehr erschließt, so daß man von «Zerrüttungsformen eines rhetorischen verblenden Bewußtseins» [18] (Meuthen) sprechen kann. Anton Reiser nimmt sich selbst nur noch als Ergebnis persua-

siver Effekte wahr, als Ergebnis rhetorischer Konstruktion. Sein Selbstkonzept ist nicht an die äußere Realität seiner Existenz gebunden, seine Empfindungen nur noch mittelbar, so daß sich Reiser schließlich sogar dazu selbst überreden muß, Trauer über den Tod eines Freundes zu empfinden. [19]

Der Aufschwung der Autobiographie bedeutet ein weiteres Anwachsen der literarischen Darstellung von S., sofern hier versucht wird, eine einheitliche Identität in der Welt durchzusetzen. [20] So gelingt Goethe durch seine autobiographischen Schriften eine strategische Neuschöpfung des eigenen Ich, das «neuformuliert» und mit «Tätigkeit und Zähigkeit» ausgestaltet wird. [21] Damit läßt sich die Autobiographie insgesamt als ein Akt der S. deuten [22], in dem mit rhetorischen Mitteln eine (ideale) Vorstellung vom eigenen Ich formiert und in der Welt etabliert wird, etwa wenn Goethe seinen literarischen Durchbruch sorgfältig inszeniert und seine Anfänge als Autor, die im 13. Buch von *«Dichtung und Wahrheit»* dargestellt werden, durch ein mystisches Zeichen legitimiert. [23]

L. BORNSCHEUER kritisiert die Konsequenzen der Verdrängung «einer politisch-öffentlichen Interessen-Rhetorik» durch eine «Rhetorik der Selbst-Überredung» als «Kunst aus der (äußeren) Not eine (innere) Tugend zu machen» [24] und thematisiert damit die politische Funktion von S. Die Autonomisierung der Kunst, die eine freie, von der äußeren Wirklichkeit kaum reglementierte literarische S. erlaubt, erweist sich jedoch als fruchtbar und ermöglicht die freie Entfaltung der Kunst. Es etablieren sich im Laufe der Zeit sowohl der Begriff *«S.»* als auch Techniken zu deren literarischer Darstellung (innerer Monolog, *stream of consciousness*). Belege für den Begriff *«S.»* finden sich etwa bei A. VON ARNIM (*«Die Kronenwächter»*, 1817) oder E. MÖRIKE (*«Maler Nolten»*, 1877). Auch in der russischen Literatur wird die Darstellung von innerem Erleben zu einem verbreiteten Verfahren: Bei A.P. ČECHOV etwa werden Liebeserfahrungen als Vorgänge der S. geschildert, da diese ewig gefährdet sind und nur durch S. der Partner tragfähig werden (vgl. etwa die Erzählung *«Veročka»*), bei F.M. DOSTOEVSKIJ werden religiöse Erfahrungen psychologisiert und als Akte der S. gestaltet. Allerdings wird bei Dostoevskij der innere Monolog bisweilen, etwa in der Erzählung *«Die Sanfte»*, als pure Fiktion präsentiert, so daß Akte der S. nicht unmittelbar zugänglich scheinen. [25]

Neue literarische Techniken zur Darstellung psychischer Prozesse entwickelt zunächst E. DUJARDIN in *«Les lauriers sont coupés»* (1887), indem er durch einen «Akt der Selbstschöpfung des 'Ich'» [26] einen inneren Monolog eröffnet. Auch in A. SCHNITZLERS Novelle *«Leutnant Gustl»* (1901) werden psychische Prozesse des Protagonisten in einem inneren Monolog zugänglich gemacht, und es finden sich zahlreiche Beispiele von S., durch die der Protagonist sich seiner inneren Einstellungen vergewissert. Die Darstellung inneren Erlebens in ihrer Prozeßhaftigkeit, die wiederholt Formen von S. einsetzt, bestimmt bereits in Schnitzlers Novelle die gesamte Struktur des Textes. Diese Entwicklung setzt sich im Lauf der Zeit fort, immer ausführlicher und facettenreicher wird der innere Monolog ausgestaltet, etwa in J. JOYCES *«Ulysses»* (1918–1922) oder M. PROUSTS *«À la recherche du temps perdu»* (1913–1927). Gerade die Darstellung des inneren Erlebens in seiner Sprunghaftigkeit, die Authentizität und Spontaneität suggeriert, eröffnet eine überzeugende Innenperspektive auf litera-

rische Figuren, durch die S. in ihrer existentiellen Bedeutung unmittelbar nacherlebbar wird. Dabei wird zugleich das ständige Scheitern der S. thematisiert, das zu Selbstrelativierung und Selbstaufhebung führt. Allerdings wird die S. durch die simultane Darstellung inneren Erlebens zu einer amorphen, nur noch schwer analysierbaren Mikrostruktur des Textes, in der Akte der S. kaum noch als solche zu isolieren sind. Durch die Auflösung persuasiver Akte in kontinuierliche Bewußtseinsströme wird die analytische Bedeutung des S.-Konstrukts für die Literatur eingeschränkt.

Inzwischen gibt es allerdings Beispiele für einen spielerischen Umgang mit der S., die nun als autonomer sprachlicher Effekt verstanden wird. Beispiele für solche Formen der S. liefert etwa Th. BERNHARD, in dessen Dramen, Romanen und autobiographischen Schriften die «Welt in das Ich verlagert» [27] erscheint, so daß S. zu einem sprachlichen Spiel wird, das auf die Referenz auf äußere Realität nur mehr bedingt angewiesen ist.

Anmerkungen:

- 1H. Blumenberg: *Anthropol. Annäherung an die Aktualität der Rhet.*, in: ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede* (1981) 119. – 2 ebd. 111. – 3 vgl. J. Nienkamp: *Internal Rhetorics. Toward a History and Theory of Self-Persuasion* (Carbondale, IL 2001) Kap. 1. – 4 Sophokles: *Antigone*, V. 523ff. – 5 Euripides, *Medea*, V. 1021ff. – 6 Heinrich von Veldeke, *Eneasroman*, V. 276ff. – 7 Gottfried von Straßburg, *Tristan*, V. 1249ff. – 8 Cervantes, *Don Quixote*, I. B., Kap. 8. – 9 vgl. E. Meuthen: *S. – Rhet. und Roman* im 18. Jh. (1994) 11. – 10 E. Denton: *Selbstüberzeugung in Lessings 'Philotas'.*, in: W. Mauser, G. Saße (Hg.): *Streitkultur. Strategien des Überzeugens* im Werk Lessings (1993) 215. – 11 vgl. Meuthen [9] 56–57. – 12 F.G. Klopstock: *Hermanns Schlacht*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 6 (1854) 74. – 13 J.M.R. Lenz: *Die Freunde machen den Philosophen*, in: *Werke und Schriften*, Bd. 2 (1967) 324. – 14 Goethe: *Die Leiden des jungen Werthers*, in: *Sämtliche Werke*, Münchener Ausg., Bd. 1, 2 (1987) 203. – 15 vgl. ebd. 198. – 16 G. Matenklotz: *Die Leiden des jungen Werthers*, in: *Goethe-Hb.*, Bd. 3 (1997) 71. – 17 Meuthen [9] 172. – 18 ebd. 221. – 19 vgl. K. Ph. Moritz: *Anton Reiser. Ein psychol. Roman, mit einem Nachwort von M. von Brück* (1994) 246. – 20 vgl. M. Stern: «Wie kann man sich selbst kennen lernen?» *Gedanken zu Goethes Autobiographie*, in: *Goethe-Jb.* 101 (1984) 269–270. – 21 H. Schnur: *Identität und autobiographische Darst.* in Goethes *«Dichtung und Wahrheit»*, in: *Jb. des Freien Dt. Hochstifts* 1990 (1990) 83. – 22 vgl. O. Kramer: *Ein Leben schreiben. Goethes 'Dichtung und Wahrheit' als Form autobiographischer S.*, in: *Rhet.* 20 (2001) 117–130. – 23 vgl. Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, in: *Sämtliche Werke*, Münchener Ausg., Bd. 16 (1985) 590–591. – 24 L. Bornscheuer: *Zum ideologischen Problem des rhet. und ästhetischen Scheins. Eine Skizze*, in: *JbIG* 9,1 (1977) 21. – 25 vgl. M. Niehaus: *Die Vorgesch. des 'inneren Monologs'*, in: *Arcadia* 29 (1994) 231–233. – 26 ebd. 231. – 27 H.J. Piechotta: *Naturgemäß. Thomas Bernhards autobiogr. Bücher*, in: *Text und Kritik* 43 (1982) 16.

O. Kramer

→ Dialog → Monolog, monologisch → Persuasion → Selbststafektion → Selbstgespräch → Überredung / Überzeugung

Semikolon (dt. auch Strichpunkt; nlat. punctum cum semicirculo; engl. semi-colon; frz. point-virgule; ital. punto e virgola)

A. Def., Bereiche. Die Bezeichnung *«S.»* ist eine Ableitung aus *«Kolon»*, das wie andere Interpunktionszeichen ursprünglich nicht nur das graphische Zeichen, sondern auch die entsprechende rhetorische Einheit bezeichnet. Die heutige Verwendung des S. ergibt sich im Deutschen und anderen Sprachen aus seiner mittleren

Stellung zwischen dem Punkt, der den Abschluß einer formal wie gedanklich selbständigen Aussage kennzeichnet, und dem Komma, das kleinere Einheiten innerhalb einer selbständigen Äußerung abtrennt. Das S. steht zwischen gleichrangigen Sätzen oder Wortgruppen, wo der Punkt zu stark, das Komma zu schwach trennen würde. [1] Da das Urteil darüber, ob einer dieser Fälle vorliegt, verschieden ausfallen kann, ist die Anwendung des S. nicht so streng reglementiert wie die der anderen Interpunktionszeichen. Vgl. z.B. *Die Angelegenheit ist erledigt, darum wollen wir nicht länger streiten. – Die Angelegenheit ist erledigt. Darum wollen wir nicht länger streiten. – Die Angelegenheit ist erledigt; darum wollen wir nicht länger streiten.*

B. Geschichte. Die frühesten bekannten Belege des S. in einer dem heutigen Gebrauch ähnlichen Verwendung finden sich in *«De Aetna»* des italienischen Humanisten und Dichters PIETRO BEMBO (Venedig 1496). [2] Ein formgleiches, aber dem neuzeitlichen Gebrauch fernstehendes Zeichen wurde seit dem frühen Mittelalter unter der Bezeichnung *punctus versus* für den Abschluß einer Periode, einer größeren Pausen- und Sinneinheit, verwendet. [3] Das S. hat vom Humanismus bis in die späte Neuzeit eine Funktion, die aus seiner mittleren Stellung zwischen Kolon (Doppelpunkt) und Komma im damaligen System der Interpunktionszeichen bestimmt ist. Der Doppelpunkt dient der graphischen Kennzeichnung eines Kolons, einer größeren, durch mittlere Pausen getrennten rhetorischen Einheit innerhalb einer Periode; das Komma trennt kleinere Teile eines Kolons, Kommata im rhetorischen Sinn. Pietro Bembo, *«De Aetna»* sig. B7v: «Non est ita: sed, ne nunc tandem erremus; perge de ignibus, ut proposuisti: uerum autem, quid tu haeres?» (Es [das vorher Gesagte] ist nicht so: doch, damit wir nun endlich nicht abweichen; fahr fort vom Feuer [zu reden], wie du vorhattest: doch, was zögerst du?). [4] Das S. wird also ursprünglich benutzt, wenn die Pause bzw. der Sinneinschnitt nicht groß genug für das Kolon und zu groß für das Komma ist. [5] Die Entwicklung von der humanistischen zur heutigen Verwendungsweise des S. verläuft nicht geradlinig. Dabei ist zu berücksichtigen, daß bis zum Ende des 18. Jh. der Bereich des heutigen S. durch das Kolon abgedeckt war, so daß das S. teilweise die Funktion des heutigen Kommas innehatte. Erschwerend kommt hinzu, daß die Interpunktionszeichen viel uneinheitlicher verwendet und benannt wurden als in der heutigen Zeit. [6]

Anmerkungen:

- 1 Duden: *Rechtschreibung der dt. Sprache* (21996) 58. – 2 M.B. Parkes: *Pause and Effect: An Introd. to the History of Punctuation* (Berkeley 1992) 49 u. 86. – 3 ebd. 35. – 4 *Gliederungserhaltende Übers. der Verf. mit den Interpunktionszeichen des Originals.* – 5 Aldus Manutius d.J.: *Interpungendi ratio*, in: *Orthographiae ratio* (Venedig 1566) 791–800; vgl. auch Parkes [2] 43 und St. Höchli: *Zur Gesch. der Interpunktion im Dt.* (1981) 268f. – 6 vgl. ebd. für die hist. Entwicklung im Dt.

Literaturhinweise:

- R.W. Müller: *Rhet. und syntaktische Interpunktion. Unters. zur Pausenbezeichnung im antiken Latein* (Diss. Tübingen 1964). – E. Otha Wingo: *Latin Interpunctuation in the Classical Age* (Den Haag 1972). – J.-P. Colignon: *La punctuation. Art et finesse* (Paris 1981). – G. Nunberg: *The Linguistics of Punctuation* (Stanford 1990). – T. Meisenburg: *Roman. Schriftsysteme im Vergleich. Eine diachrone Studie* (1996).

B. Primus

→ Interpunktion → Kolon → Komma → Periode